

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 3

Artikel: Ein Dorf erlebt sich selbst : wie die Schlatter Dorfwoche vorbereitet und durchgeführt wurde
Autor: Brauchli, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN DORF ERLEBT SICH



In der oberen Stube des Gasthauses Zur Einkehr in Dießenhofen sitzen ein paar Männer vor Wein- und Kaffeegläsern: Sitzung des Vorstandes der Heimatvereinigung des Bezirkes Dießenhofen.

«Wir sollten schauen, daß alle Winter in jeder Gemeinde mindestens ein Vortrag kultureller Art gehalten wird.»

Vorsteher Monhart, Unterschlatt: «Ich glaube nicht, daß das nötig ist. Andere Organisationen, Vereine, Pfarrämter veranstalten einzelne Vortragsabende. Da wäre ich eher dafür, etwas Zusammenhängendes durchzuführen, so etwas wie die Wilchinger: eine Dorfwoche. Eine Ausstellung einrichten, zum Beispiel «Vom Korn zum Brot» oder «Hanf und Flachs» dazu an den Abenden Vorträge, das wäre einmal etwas anderes.»

Der Präsident: «Ja, ja, eine schöne Sache, aber wer nimmt sich Zeit dazu, in welchem Dorf läßt sich das durchführen?»

Nun melde ich mich zum Wort: «Gerade in Schlatt. Hier sind die Voraussetzungen günstig. Da findet fast jeden Winter eine Evangelisationswoche statt. Die Leute sind gewohnt, während acht Tagen Abend für Abend den Gemeindesaal aufzusuchen.

Ferner wird immer vor Weihnachten ein

Basar zugunsten des Kindergartens durchgeführt. Sozusagen in jedem Haus arbeiten die Frauen darauf hin. Sie würden, glaub' ich, auch an einer Dorfwoche mitmachen. Ich will mir doch einmal überlegen, was zu machen wäre.»

Das war am 15. Februar 1951.

Wo liegt das, Schlatt?

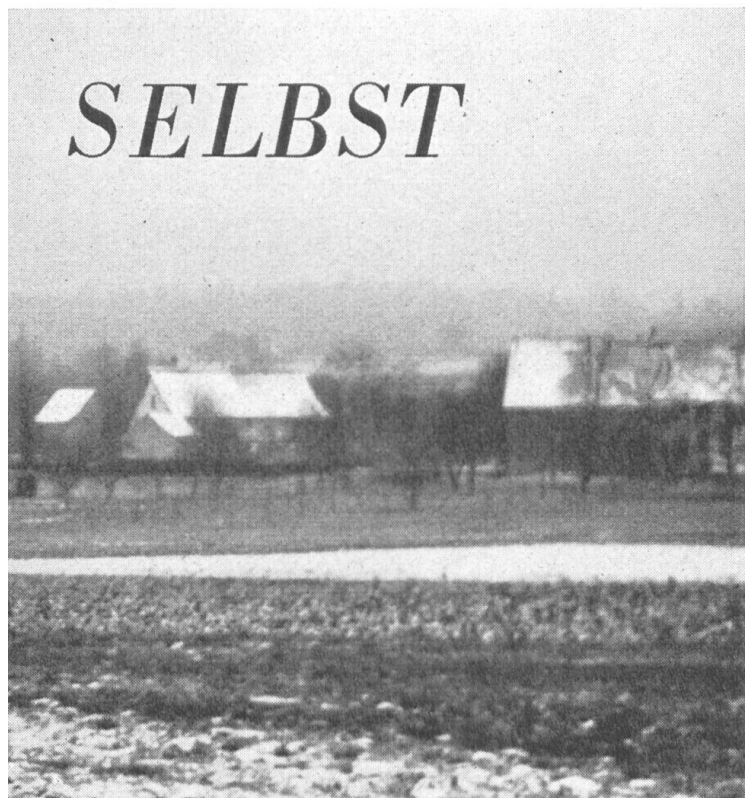
Der Name «Schlatt» kommt häufig vor im deutschen Sprachgebiet.

In unserm Fall handelt es sich um Schlatt bei Dießenhofen, Kanton Thurgau. Das sind eigentlich drei Dörfer: Unter-, Mett- und Oberschlatt. Mett- (d. h. Mittel-) und Oberschlatt bilden zusammen eine politische Gemeinde von 300 Einwohnern. Unterschlatt ist wieder eine Gemeinde für sich und zählt samt Paradies und Dickihof 900 Einwohner.

Diese Siedlungen, auf einer Fläche von sechs Quadratkilometern verstreut, bilden eine Kirchgemeinde. 85 Prozent der Bevölkerung sind protestantisch. Die meisten Katholiken wohnen im Paradies und benützen die Kirche des ehemaligen Klosters.

Der Anteil der Bauern ist auf knapp 50 % zurückgegangen. Viele Handwerker arbeiten in

SELBST



*Wie die
Schlatter Dorfwoche
vorbereitet
und durchgeführt
wurde*

• • • • •

VON
HANS BRAUCHLI

den Betrieben der nahen Stadt Schaffhausen. Noch vor dreißig Jahren haben sich die Burschen beider Gemeinden etwa mit Hagpfählen Beulen und Löcher geschlagen. Den Vereinen ist es zu verdanken, daß diese Neckereien und Streitereien verschwunden sind und die jungen Schlatter sich immer besser vertrugen. Später hat auch der Kindergarten, der 1943 gemeinsam geschaffen wurde, die Leute aus dem obern und untern Teil des Tales einander noch nähergebracht.

Die Dorfwoche kann somit auf friedlichem Grund gebaut werden.

Die ersten Umriss

In den folgenden Wochen denke ich über die Sache nach. Der Zweckartikel bereitet mir kein Kopfzerbrechen:

Die Dorfwoche soll das Gemeinschaftsgefühl festigen, sie soll auf die Schönheit und Eigenart des Dorfes hinweisen und dadurch die Liebe zu ihm vertiefen.

Wie geschieht das? Einmal durch Vorträge. Sie mögen das Lob des Dorfes und des ländlichen Lebens singen, natürlich ohne eine Hetze auf die Stadt.

Die Ausstellung soll mithelfen, ein gesundes

Selbstbewußtsein zu schaffen. Neben «Hanf und Flachs» schwebt mir vor, Möbel, Zinn- und Kupfergeräte, Tischdecken, Wandschmuck und dergleichen auszustellen. Einfach um den Leuten zu zeigen: Seht, so viel Schönes ist in unserm Dorf.

Die Häuser und Stuben sind zwar immer ausgestellt, doch werden die kostbaren zu wenig beachtet. Sie sollen fotografiert und die Fotos gezeigt werden.

Solches schwirrt mir täglich durch den Kopf. Auf einem Zettel stelle ich einmal die Vorträge zusammen.

An den Anfang gehört eine grundsätzliche Betrachtung über die Dorfgemeinschaft. Wer wäre berufener, darüber zu sprechen, als Pfarrer Oswald Studer? Den Schlattern ist er kein Fremder, ist doch Unterschlatt sein Bürgerort.

Im «Hochwächter» habe ich einmal gelesen, daß zu einer Dorfwoche ein Vortrag über die Geschichte des Dorfes gehöre. Darum mein zweiter Vortrag: Die Geschichte von Schlatt.

Eine große Rolle im Dorfleben spielen die Vereine. Ihnen soll ein weiterer Abend gewidmet sein.

Auch über die Häuser soll jemand sprechen und jemand über die Frage: Wie richte ich mein Haus wohnlich ein?

Rückversicherung

Ich glaube, daß die Idee der Dorfwoche gut und richtig ist. Aber die nötige Sicherheit im weitem Vorgehen empfinde ich doch erst, wenn mich die maßgebende Stelle des Kantons unterstützt. Das ist Herr Albert Knoepfli, der Betreuer der thurgauischen Kunstdenkmäler. Am 4. April besprechen wir die Angelegenheit im Staatsarchiv zu Frauenfeld. Gleich am Anfang stellt er fest: «Die Grundlage und das Rückgrat der ganzen Sache sind die Ausstellungen.» Später sehe ich, wie recht er hat.

Wir stellen die Themata und Referenten zusammen. Am Schlußtag sollen wir einen Dichter oder Schriftsteller sprechen lassen, zum Beispiel Fritz Wartenweiler, rät Herr Knoepfli. Er verspricht mir alle Unterstützung. Unter dem Titel «Das Gesicht unserer Dörfer» wird er den Vortrag über die Häuser halten. (Über die Häuser im Dorf allgemein, nicht über bestimmte Schlatter Häuser; denn, sagt er: «Man braucht ein Haus gar nicht zu tadeln, es genügt, wenn man es nicht rühmt, daß seine Bewohner schon beleidigt und erzürnt sind.»)

Er wird auch, wenn das Ausstellungsmaterial beisammen ist, die Möbel und Geräte sichten und stellen.

Ein Protokoll

Acht Tage nach der Zweierkonferenz folgt eine Besprechung in der Stube von Herrn Vorsteher Monhart. Außer ihm und seiner Frau sind zugegen: Fräulein L. Spieß, Unterschlatt, der Präsident der Heimatvereinigung Dießenhofen, Herr Heinrich Waldvogel, und ich.

Traktandum 1: Bereinigung der Vortragsliste. Die Geschichte von Schlatt übernimmt Herr Waldvogel, der beste Kenner. Über das Wohnen wird Fräulein Spieß sprechen. Als Aussteuerberaterin des Landwirtschaftlichen Kantonalverbandes ist sie ganz besonders geeignet für dieses Thema. Um auch meinen Teil zu leisten, übernehme ich den Vortrag über die Vereine. Am letzten Tag wird Dr. Fritz Wartenweiler sprechen.

Traktandum 2: Datum. Die Zeit vom 13. bis 20. Januar 1952 scheint am günstigsten.

Traktandum 3: Die Vorträge an den Sonntagen finden am Nachmittag in der Kirche statt. Die Abendvorträge werden im Gemeindegemeindeaal gehalten.

Traktandum 4: Um die Vorträge zu um-

rahmen und um die Leute an der Sache zu interessieren, sollen der Musikverein und die Gesangsvereine mitmachen; an den Sonntagen gemeinsam, an den Werktagen je ein Verein.

Traktandum 5: Die Ausstellungen können im Kindergarten untergebracht werden. Im Keller sind zwar noch die Kartoffeln des Landwirtschaftlichen Vereins. Aber wenn er leer und frisch geweißt ist, bildet er den idealen Raum für die Hanf- und Flachs Ausstellung. Da die Kindergärtler im Januar Ferien haben, kann dann auch das Schulzimmer samt dem anstoßenden Unterrichtszimmer für die Möbelausstellung verwendet werden.

Traktandum 6: Finanzierung. Es ist kein Geld vorhanden. Wird die Gemeinde die Kosten übernehmen? Der Ortsvorsteher verneint. Er sagt, die Dorfwoche müsse sich selber finanzieren. Aber wie? Schließlich wird beschlossen, im kleinen Saal des Gemeindehauses eine Kaffeestube einzurichten. Man hat gehört, solche seien ein gutes Geschäft. Die Frauenvereine beider Gemeinden werden für Getränk und Backwaren sorgen.

Soll die Wirtschaft mit oder ohne Alkohol geführt werden?

Wären wir noch Weinbau treibende Gemeinden wie vor 50 Jahren, so schenkten wir ohne weiteres unser Eigengewächs aus. Aber unsere Rebberge sind verschwunden. Darum beschließen wir, nur Kaffee, Tee, Süßwein und Süßmost auf die Getränkekarte zu nehmen.

Der Eintritt zu den Ausstellungen und Vorträgen ist frei; im Kindergarten soll ein Kasselein für freiwillige Beiträge aufgestellt werden.

Traktandum 7: Wie bringen wir die Idee unter die Bevölkerung? Zunächst werden die Behörden und Vereinsvorstände zu einer Besprechung eingeladen und gefragt, ob sie bereit seien, mitzuarbeiten.

Sind sie es, so wird hernach die gesamte Bevölkerung durch ein Zirkular ins Bild gesetzt und zur Mitarbeit aufgerufen.

Die Redner sind willig

Vorerst gilt es aber, sich der Referenten zu versichern. Ich frage Herrn Pfarrer Studer an, ob er bereit sei, den Eröffnungsvortrag zu halten. Seine Antwort: «Riesig freue ich mich über Ihren Entschluß, in meiner Heimatgemeinde eine Dorfwoche durchzuführen.»

Fräulein Spieß, gut befreundet mit Fritz Wartenweiler, bittet ihn, den Schlußvortrag zu

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Büeze

Der Satz «D'Mueter *büezt*» (Die Mutter näht) gibt einen viel zu alltäglichen Sachverhalt wieder, als daß er unsere Aufmerksamkeit erregen könnte.

Wenn wir aber hören, daß es früher *Chratte-büezer*, *Zeinebüezer*, *Gätzi* (Schöpfkellen) *büezer*, ja sogar *Ofebüezer* gab, horchen wir erstaunt auf. Und wie seltsam hört sich eine Stelle aus der alten Zürcher Bibel an, die erzählt, wie die Juden versuchten, die Mauern der Stadt Jerusalem zu *büezen*.

Der eingangs erwähnte Satz bedeutet nicht nur Die Mutter *näht*, sondern auch Die Mutter *flickt*. Damit sind wir auch auf den ursprünglichen Sinn des Wortes *büeze* gestoßen. Es bedeutet *ausbessern*, *flicken*. *Gätzibüezer* und *Ofebüezer* sind also ganz einfach Kessel- und Ofenflicker, und die Juden nähten ihre beschädigten Stadtmauern nicht, sondern besserten sie aus. *Büez* bedeutet eigentlich *Flickarbeit*, später dann *schwere, unangenehme Arbeit* und schließlich allgemein *verzwickte Angelegenheit*.

Wie *grüeze* und *grüßen*, so stehen sich in Mundart und Schriftsprache *büezen* und *büßen* gegenüber. Auch *büßen* hat ursprünglich den Sinn von *flicken*, *wiedergutmachen*. Wer ein Verbrechen begangen hatte, mußte es wieder gutmachen, indem er eine Entschädigung in Form von Getreide, Vieh oder später von Geld leistete. *Buße* wurde damit in der Rechtssprache zu einem grundlegenden Begriff. Schließlich übertrug die Kirche das Wort auch auf das religiöse Gebiet: *Buße tun*, d. h. bereuen und umkehren.

Johannes Honegger

halten, und erhält ebenfalls eine zustimmende Antwort.

Einige Wochen später meldet sich die Gruppe der «Jungen Kirche». Zum Dorf gehöre auch die Kirche, und sie wäre froh, wenn ein Pfarrer, der mit der Arbeit der JK besonders verwachsen ist, darüber einen Werbevortrag hielte.

Eigentlich paßt ja so ein allgemeiner Vortrag nicht in unsere Woche hinein, und wenn die Bevölkerung konfessionell nicht so einheitlich wäre, müßte man von einem solchen Thema überhaupt absehen. Aber ich mache den Vorschlag, den Titel so zu formulieren: Die Aufgabe der «Jungen Kirche» im Dorf. Als Referenten schlage ich den Redaktor der JK-Zeitschrift vor. Die Gruppe ist einverstanden, aber der Referent sagt ab, weist uns jedoch hin auf Herrn Pfarrer K. G. Keller in Stammheim. Unsere Frage an ihn hat Erfolg, und da seinerzeit ein Teil der Schlatter nach Stammheim kirchhörig war, macht es sich ganz gut, wenn der Geistliche der ehemaligen Mutterkirche wieder einmal zu uns spricht.

Es sei auch gleich vorweggenommen, daß Herr Pfarrer Keller dann von unserer Dorfwoche so beeindruckt war, daß er mit den Stammheimern im folgenden Winter auch eine durchführte.

Eine Komplikation tritt dadurch auf, daß Herr Waldvogel seinen Vortrag über die Dorfgeschichte aus gesundheitlichen Gründen absagen muß. Er nennt uns zwei Historiker, die mit dem Stoff einigermaßen vertraut seien. Beide bedauern, wegen Arbeitsüberlastung auf den Auftrag verzichten zu müssen, doch rät uns der eine, Herrn Dr. E. Leisi, Frauenfeld, anzufragen. Dieser antwortet:

«Ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich Ihren Gedanken, eine Dorfwoche zu veranstalten, sehr schätze und finde, daß er alle Unterstützung verdient. Deshalb erkläre ich mich gerne bereit, Ihnen die Geschichte des Dorfes zu erzählen. Sie ist recht mannigfaltig und bietet mehr als diejenige mancher anderen thurgauischen Gemeinde.»

Foto: Hans Baumgartner
Winterliche Taufe

Auf diesen Bericht hin mache ich mich mit neuem Mut an die Arbeit.

Wie mein Vortrag entsteht

Ich habe mich ja auch verpflichtet, über «Geschichte und Bedeutung unserer Ortsvereine» einiges zu sagen. Es bestehen hier dreizehn Vereine: zwei Schützengesellschaften, zwei Frauenvereine, ein Männerchor, ein Kirchenchor, ein Musikverein, ein Turnverein, ein Damenturnverein, ein Samariterverein, ein Armbrustschützenverein, dazu im Paradies ein Gemischter Chor und ein Quartierverein. Also eine Schweiz im kleinen. Um die Geschichte dieser Vereine kennen zu lernen, bleibt mir nichts anderes übrig, als alle Protokolle durchzulesen. Das ist, je nach Art des Schreibers, eine langweilige oder vergnügliche Sache. Spannend ist sie dort, wo der Aktuar nicht einfach berichtet, daß mit 15 gegen 9 Stimmen beschlossen worden sei, an der Fahnenweihe des Vereins XY teilzunehmen, sondern wo er nach dem Fest noch kurz schreibt, ob der Beschluß überhaupt ausgeführt worden und wie die Sache abgelaufen sei.

Um den nötigen Hintergrund zu haben, befasse ich mich auch noch ein wenig mit der schweizerischen Geschichte des Schieß-, Turn- und Gesangwesens.

Was ich mir unter «Bedeutung der Ortsvereine» vorstelle und dann erzähle, gehört nicht hieher. Doch sei beigefügt, daß ich nur das Positive erwähne, wie ja die ganze Woche das Schöne des Dorfes hervorheben will. Darum richten wir in der Ausstellung auch keine Schand- und Kitschstube ein, obwohl man anfänglich davon gesprochen hat.

Die Arbeit über die Vereine und alles andere Vorbereiten nimmt viel Zeit in Anspruch. Oft fluche ich im stillen über die Stunde, in der ich versprochen habe, mich der Dorfwoche anzunehmen. Auch Fräulein Spieß jammert, ihre Freude an der ganzen Sache werde dadurch getrübt, daß sie noch ein Referat halten müsse. Darum sei künftigen Dorfwochen-Organisatoren geraten, sich nicht mit Vortragsaufgaben zu belasten.

Schule halte ich natürlich auch noch mit meinen acht Klassen, und zwar mit besonderem Eifer. Das möchte ich mir nämlich nicht nachreden lassen, daß ich Dorfkultur auf Kosten der Schule treibe!

Das Unangenehmste der Vorbereitungsarbeit

ist, die Gesangvereine mit dem Musikverein zu gemeinsamer Probe zusammenzubringen. Bis da ein Abend gefunden ist, der den meisten paßt! Überhaupt lassen sich diese Vereine nicht gern vor den gleichen Wagen spannen. Jeder will seinen eigenen Karren ziehen. Schade, denn zusammengespant wären sie doch stärker und könnten, wenigstens alle paar Jahre einmal, größere Aufgaben lösen.

Gedämpftes Echo

Die Besprechung mit den Vereinen findet am 24. August statt. Alle Anwesenden sind bereit, mitzumachen. Kein Zweifelswörtchen wird laut. Also lassen wir das vervielfältigte Zirkular in die Haushaltungen flattern.

Es weist auf den Zweck der Veranstaltung hin, spricht von den Referenten, erwähnt die Ausstellungen und fordert zur Mitarbeit auf:

«In beiden Ausstellungen werden wir nur Dinge zeigen, die aus unserm Dorf stammen. Dies setzt aber voraus, daß Sie uns helfen. Wir richten deshalb die freundliche Bitte an Sie, einmal im Haus oder in der Scheune nachzuschauen, ob Sie noch irgendein Spinn- oder Webgerät finden (Rätschen, Hecheln, Haspeln, Spinnräder, ganz oder beschädigt). Ferner sind wir Ihnen dankbar, wenn Sie uns für jene Woche schöne Möbelstücke, Zinngeräte, Kerzenstöcke, alte Krüge, Tischdecken und dergleichen leihweise zur Verfügung stellen können.»

Die Bevölkerung reagiert nicht stürmisch. Man vernimmt weder begeisterten Jubel noch lautes Schimpfen. In Gesprächen trifft man bei den einen wohlwollende Neugier, bei andern ordentlich viel Skepsis. «Was soll denn das eigentlich geben?» hört man etwa fragen. Die Leute können sich eben nicht recht vorstellen, wie die Sache herauskommt.

Wie die Ausstellung «Hanf und Flachs» entsteht

Mir bleibt noch die Aufgabe, den Text der Hanf- und Flachsausstellung zu fassen. Denn daß wir die Geräte nicht einfach hinstellen wie in irgendeinem Museum, ist mir von Anfang an klar. Die bäuerliche Hanf- und Flachsverarbeitung, das heißt der Werdegang von der Pflanze bis zum Kleid, wie er sich jahrhundertlang in den Dörfern vollzogen hat, soll genau erklärt und dargestellt werden.

Ich wende mich mit vielen Fragen an das Heimatwerk Brugg. Es schreibt: «Zur Beantwortung all der gestellten Fragen kommt nur ein wirklich versierter Spezialist in Frage. Wollen Sie sich bitte an Herrn Prof. Dr. F. Tobler, wiss. Mitarbeiter der EMPA, St. Gallen, Unterstraße 11, wenden.»

Die Adresse stimmt zwar nicht, aber Herr Professor Tobler erhält meinen Brief doch und erfreut mich mit einer ausführlichen und freundlichen Antwort. «Ich helfe gern weiter, weil ich viel Freude an Ihrem Unternehmen habe.»

Mit dem Verzeichnis der Fachbücher, das er mir gegeben hat, reise ich auf die Kantonsbibliothek, und bald kann ich mit dem Studium beginnen.

Nicht in allen Landesgegenden ging man beim Ernten, Rösten, Brechen usw. gleich vor. Ich schreibe mir die verschiedenen Arbeiten heraus, und wie die Frauen einmal den Betrieb der Kaffeestube besprechen (es ist schon der 12. November!), dringe ich mit einem Notizblock in die Versammlung ein und frage und frage. «Wie hat man das gemacht? Kannte man den Schwingbock auch? Hat man auf dem Rasen oder in Weihern geröstet?», und so weiter. Auf die meisten Fragen bekomme ich Antwort.

Das Thema aber wird in den Familien weiter besprochen, und plötzlich haben da und dort die alten Leute einen Glorienschein um die grauen Haare, weil sie es sind, die so vieles wissen aus frühern Zeiten. So vieles, von dem die Jungen keine Ahnung haben.

Alle Geräte, die mit Hanf und Flachs zu tun haben, treiben wir noch auf in Schlatt, aufgenommen einen alten Webstuhl. Aber ein neuer ist vorhanden, und seine Besitzerin kann an ihm die Kunst des Webens demonstrieren.

Auch eine Spinnerin wohnt im Dorf, und wie staunen die Kinder, die später durch die Ausstellung wandern, daß sie das einmal richtig sehen, wovon in «Frau Holle» und «Dornröschen» und vielen andern Geschichten erzählt wird!

Aber wer schreibt die Texte? Wer zeichnet, was nicht gegenständlich vorhanden ist? Da gehört ein Grafiker hin! Aber in meinem ganzen Verwandten- und Bekanntenkreis ist kein Grafiker aufzutreiben, der mit sich reden ließe, der Sache zuliebe das gewohnte Honorar etwas zu senken.

Aber in Winterthur wohnt ein Dr. Schnee-

berger (die Leser des «Schweizer Spiegels» sind ihm auch schon begegnet), ein guter Freund aus meiner Seminarzeit. Ihm klage ich meine Not. Und siehe da: Er kennt einen! Und der ist im rechten Moment frei! Und sein finanzieller Anspruch ist höchst bescheiden! Bruno Grimm ist sein Name. Etwa vier Tage vor Beginn der Dorfwoche trifft er mit Pinseln, Farben und Federn ein. Er mustert das Lokal, sagt: «Da läßt sich etwas machen», mißt, schaut den Text an, läßt sich alles erklären und bestellt dann Wellkarton und anderes Material.

Bis es eintrifft, zeichnet er im «Baumgarten» die Köpfe einiger Schlatter Bauern. Nachher geht er mit Eifer hinter die Arbeit und richtet mit Geschick und Geschmack eine prächtige Ausstellung ein.

In der Mitte des Kellers liegen auf Tischen lauter Stoffe und Kleider, die noch aus handgesponnenem Garn von Hand gewoben worden sind. Eine Augenweide für Frauen und Töchter, die Sinn haben für Wärschaftes und Solides. Diese Frauenhemden! Man kann sie fast hinstellen!

Züglete

Auch die Möbelausstellung wächst. Im Programm heißt sie «Handwerkliches Gut aus alter und neuerer Zeit». Hätten wir einen nobler tönenden Titel gewünscht, so hätten wir geschrieben: Kulturgut aus Schlatter Privatbesitz.

Fräulein Spieß hat es übernommen, in den Häusern nach Ausstellungsmaterial zu fahnden. Ihr öffnen sich alle Türen, und immer wieder kann sie freudig neue Funde und Entdeckungen melden.

Eines Nachmittags bringen die Frauen die kleinern Geräte und erhalten eine Quittung dafür. Da steht zum Beispiel:

Frau Studer-Sigg:

- 1 Kerzenstock
- 1 Kupfergelte
- 1 schwarzer Leinenrock
- 1 zwilchenes Tischtuch
- 1 Hausbuch MDLVIII
- 2 Stabellen

oder:

Frau Isler-Möckli:

- 1 Zinnschüssel
- 2 Zinnkrüge
- 1 Zinnkanne
- 7 Zinnteller
- 1 große Kupfer-Dreifußpfanne

Die Möbel führt der Schreiner mit dem Auto heran, lauter Prachtsstücke, nicht bombastisch verziert, aber gediegen und solid; ein Buffet, vier geschwungene Kasten, einen einfachen tannenen Schrank mit Empiremalereien, zwei Truhen, ein altes Stubenkästchen mit neuer Malerei, eine Wiege, einen runden Tisch, einen Schragentisch, ein modernes Schlafzimmer aus Birnbaumholz und eine moderne tannene Stube.

Herr Knoepfli und Fräulein Spieß amten als Innenarchitekten. Sie stellen die Möbel und die kleinste Vase so hin, daß es aussieht, als hätte schon immer alles zusammengehört.

Sicher stehen in den Museen zum Teil schönere Stücke. Aber unsere Ausstellung hinterläßt nicht minder tiefe Eindrücke als die prächtigsten Museumsstuben. Warum? Es ist ein ähnlicher Unterschied wie zwischen lebenden und ausgestopften Tieren.

Alle unsere Dinge leben, versehen täglich ihren Dienst und werden nach der Dorfwoche ihren Platz wieder ausfüllen. Die Möbel und Geräte der Museen sind tot, versteinert, konserviert, dürfen nicht berührt werden.

Dazu weckt unsere Ausstellung in den Einheimischen das stolze, brustschwellende Gefühl:

Dies alles ist aus unserm Dorf! Seht ihr's, ihr Nachbarn, jenseits des Buchbergs und hinter dem Kohlfirst?

Die Dorfwoche ist für uns selber da

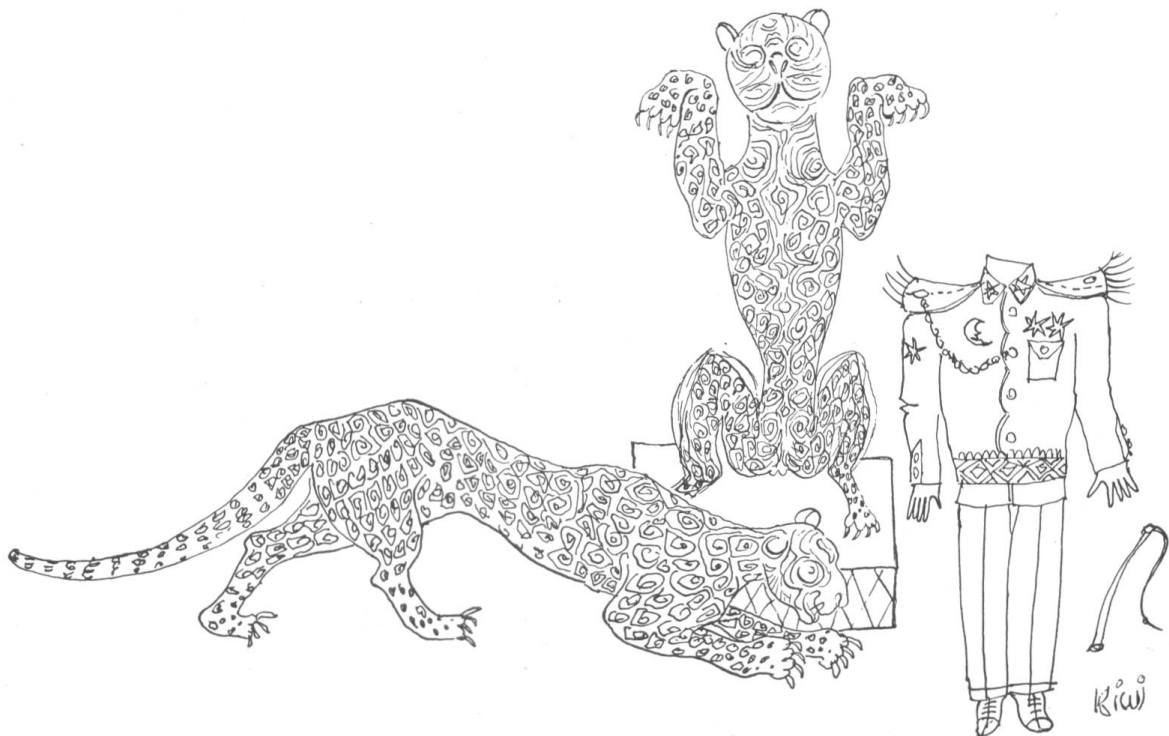
Sollen wir auswärts für die Veranstaltung werben? Die Dorfwoche ist in erster Linie für die Dorfbewohner. Sie sollen sehen, wieviel Gutes im Dorf drin steckt. Wir wollen nicht Reklame machen für Schlatt.

Die Dorfwoche ist kein Winzerfest. Wenn da Car um Car heranzöge, würden die Schlatter ja an die Wand gedrückt und hätten weder in der Ausstellung noch in der Kaffeestube Platz. Unsern Leuten möchten wir die Augen öffnen, nicht den Fremden.

Der erste Tag

Endlich, fast ein Jahr nach der Dießenhofer Sitzung, ist der erste Tag der Dorfwoche angebrochen. Nach dem Mittagessen hole ich Herrn Pfarrer Studer am Bahnhof ab. Vor der Kirche sammeln sich die Leute, während drin

EIN VEXIERBILD



Der Dompteur hat den Kopf verloren. Wo ist er?

die Vereine «Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre» üben. Der Referent begrüßt seine Verwandten, und schließlich öffnen sich die Türen. Bald ist der Raum gefüllt. Ich sitze auf der Empore; denn heute habe ich keine offiziellen Pflichten.

Mit Beethovens feierlicher Hymne wird die Dorfwoche eröffnet. Dann ergreift der Gemeindepräsident das Wort. Noch einmal erklärt er Sinn und Ziel der Veranstaltung. Die moderne Technik ebnet aus. Ein Dorf in Stadtnähe ist besonders der Gefahr ausgesetzt, seine Eigenart zu verlieren. Dem soll die Dorfwoche steuern.

Nun besteigt Pfarrer Studer die Kanzel. Seine Stimme packt einen vom ersten Wort an. Er rühmt seine Heimatgemeinde, daß sie als erste im Thurgau so etwas durchführe. Im großen Kanton Zürich habe das noch niemand gewagt.

Da schwillt den Schlattern der Kamm! Und es ist auch recht. «Wie bin ich stolz darauf, Schlatterin zu sein», sagt nachher eine im Klettgau verheiratete Bäuerin. Was wollen wir mehr?

Der Vortrag über die Dorfgemeinschaft ist ein Meisterstück, und der müßte aus Holz sein, der sich nicht aufgerufen fühlte, das Seinige zum gemeinschaftlichen Leben beizutragen.

Nachher verteilen sich die Besucher. Einige gehen nach Hause, ein paar setzen sich im

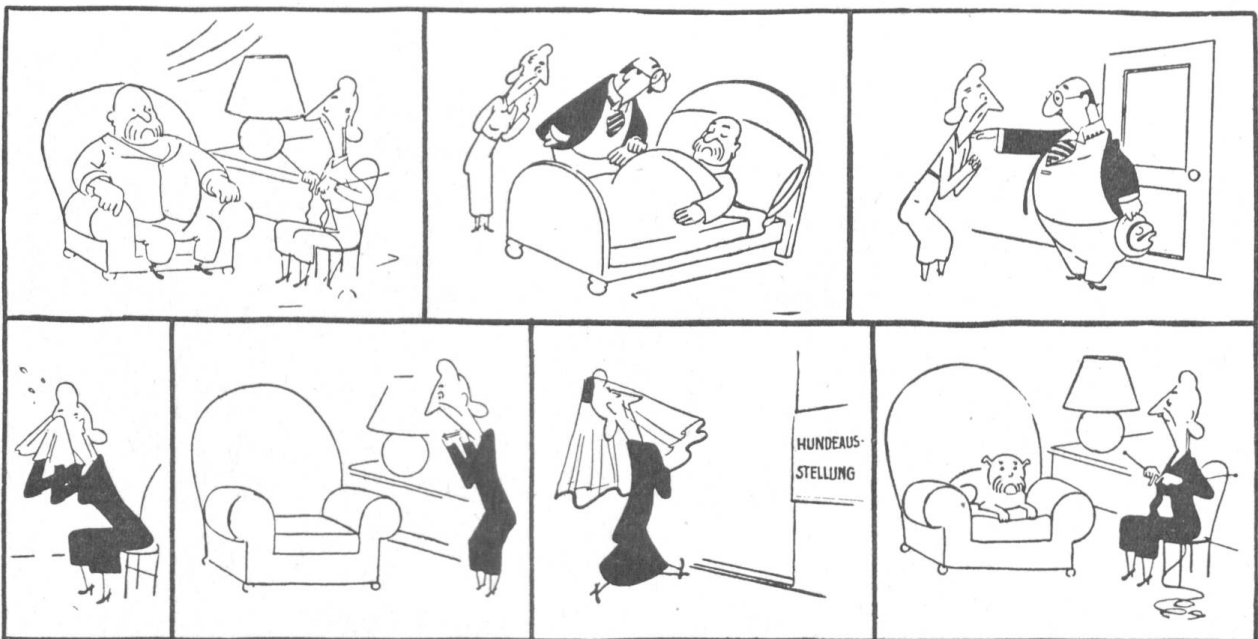
«Baumgarten» oder im «Lamm» um die Tische, viele schauen sich im Kindergarten die Ausstellungen an, und der Rest nimmt in der Kaffeestube Platz.

«E Kafistube» im Dorf, das ist doch etwas Neues! Und an den Wänden Fotos! Da entdeckt der eine oder andere sein eigenes Haus, die Balkendecke seiner Stube oder den gemütlichen Kachelofen mit der schlafenden Katze auf der Kunst.

Die Aufnahmen hat Dr. Fritz Schneeberger gemacht. Einmal im Herbst und einmal im Winter sind wir mit seiner Alpa durchs Dorf gezogen. An schönen Riegelhäusern fehlt es nicht, und gerade die ältern, mit den verwitterten Balken, haben ihren eigenen Reiz. Einige Haustüren wurden besonders aufgenommen, ebenso etliche Stuben, Öfen und Kasten. Leider haben wir lange nicht jedes schöne Haus und jeden prächtigen Ofen fotografieren können. Das Knipsen ist eine teure Sache, und wir haben ja kein Geld!

Am Montag berichtet der «Anzeiger am Rhein» in großer Aufmachung von der Eröffnung der Dorfwoche, und auch das andere stark verbreitete Blatt, die «Andelfinger Zeitung», bringt einen ausführlichen und lobenden Bericht. Wir haben das nicht gesucht, aber wir sind doch froh darum, denn je größer das Echo, um so stolzer die Schlatter. Die einfache Erziehungsregel, daß durch Anerkennen guter Lei-

Bilder ohne Worte



stungen das Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen eines Menschen gestärkt wird, läßt sich eben ohne weiteres auch auf Gemeinden anwenden.

11 000 Jahre Schlatt

Am zweiten Tag spricht Herr Dr. E. Leisi über die Dorfgeschichte. Der Vortrag soll im Gemeindehaus stattfinden, doch zeigt es sich bald, daß der Saal zu klein ist, darum wird nach der Kirche disloziert. Sie ist zwar nicht geheizt, aber weil man nahe beisammen sitzt und guten Mutes ist, hält man schon eine Stunde aus.

In einer königlichen Urkunde, 858 von Ludwig dem Deutschen in Frankfurt für Rheinau ausgestellt, wird Schlatt erstmals erwähnt. Aber in kleinen Höhlen am Kohlfirst hat man steinerne Pfeilspitzen und Nadeln aus der Zeit um 9000 vor Christus gefunden, aus einer Epoche (Mesolithikum), die sonst im Thurgau nirgends vertreten ist. Es sieht also aus, als ob im Schlatter Tal die früheste Bevölkerung des Thurgaus gewohnt habe!

Aber auch die spätere Geschichte ist recht interessant, und wir sind dem Referenten dankbar, daß er sie uns erzählt. Ist es nicht so, daß ein Dorf uns um so näher kommt, je mehr wir von ihm wissen?

Der Vortrag wird bald nachher als Broschüre herausgegeben, so daß die bildungshungrigen Schlatter ihre Geschichte nun jederzeit nachlesen können.

Die andern Vorträge möchte ich nicht einzeln erwähnen. Es sei nur beigefügt, daß anschließend an den Vortrag von Fräulein Spieß über das Wohnen (er muß am Samstag wiederholt werden, da der Andrang so groß ist!) ein Mundartstück von Albert Edelmann gespielt wird: «De Großvater», das die Gedanken des Referates illustriert.

Am gleichen Abend erzählt Herr Georg Studer-Sigg, ein ortsansässiger Bürger, von vielen alten Dorfbräuchen, die zum Teil noch in Ehren gehalten werden, zum Teil aber vergessen sind.

Alle Tage Sonntag

Aber nun zur Kaffeestube! Mir läuft das Wasser im Munde zusammen, wenn ich sehe, was da alles zum Verkauf ausgestellt ist: Torten und Kuchen aller Art, Krämchen, Nuß-

gipfel, Chüechli, belegte Brötchen. Alles ist in Privathäusern gebacken worden, meist gegen niedrige Berechnung des Materials. Die Arbeit wurde verteilt. Im Kundelfingerhof werden im Lauf der Woche über 50 Linzer Torten gebacken, in der Blumenau ebenso viele Schokoladentorten. Irgendwo wird «gchüechlet», und wieder an einem andern Ort richten die Mettschlatter Frauen Hunderte belegter Brötchen her. Die Mädchen werden zu dritt oder viert in diese oder jene Küche beordert, so daß täglich frischer Kuchenduft durch die Kaffeestube zieht.

Trachtenfrauen und -mädchen amten als Kellnerinnen, andere stehen bescheiden im Hintergrund und waschen Geschirr ab. Der Betrieb klappt ausgezeichnet.

Niemand verlangt Lohn für seine Arbeit, die Serviermädchen geben ihr Trinkgeld ab, man will doch nicht verdienen an der Dorfwoche! Darum hört man prophezeien, daß die Kaffeestube ein gutes Geschäft sei.

Ich freue mich, daß auch am Nachmittag Besuch da ist. Frauen und Männer, die sich sonst am Werktag kaum so etwas gönnten, sitzen gemütlich bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen. Schulkinder finden sich ein, wie immer, wenn etwas Leckeres feilgeboten wird, doch diesmal fragt keine strenge Lehrerstimme: «Mue wider alls verchrömelet sy?»

Zwei Monate später kommt in einem Nachbardorf am Schulexamen die Dorfwoche zur Sprache. Der Inspektor fragt die Schüler, ob sie wissen, was das sei. Da antwortet einer: «Jo, z'Schlatt isch aani gsy. Do hand d'Lütt nünt me tue und sind all sunntig aglaat gsy.»

Er hat nicht ganz unrecht. Es ist tatsächlich eine festliche Woche, und manche Strick- und Flickarbeit bleibt unerledigt liegen. Was tut's! Jetzt ist einmal das Dorf im Mittelpunkt.

An den Abenden herrscht nach den Vorträgen Hochbetrieb in der Kaffeestube. Selten sah ich Leute so fröhlich beisammen sitzen. Und da die Schlatter ein sangesfreudig Völkchen sind, ertönt ein Lied nach dem andern, meist bis gegen Mitternacht oder sogar darüber hinaus. Und das in einer alkoholfreien Wirtschaft!

Je länger, je mehr sehen wir, daß diese Kaffeestube nicht einfach ein nötiges Übel ist, um die Finanzen einzutreiben. Es ist eine Stätte der Erholung für Körper und Gemüt. Es fehlte etwas, wenn dieser Ort nicht wäre. Ganz abgesehen davon, daß hier wieder viele Frauen und Töchter Gelegenheit haben, mitzuarbeiten und ihren Teil zum Gelingen des Festes beizutragen,

so daß auch sie sagen können: *Unsere* Dorfwoche!

An den Nachmittagen, oft schon am Morgen, kommt etwa Besuch von auswärts. Schulklassen aus der Umgebung, sogar eine Realschulklasse aus Schaffhausen, ein Pfarrer kommt mit seinen Konfirmanden, und ganz besonders freuen uns die Schlatter, die in der Fremde wohnen und bei dieser Gelegenheit wieder einmal ihre Heimat aufsuchen. Wir haben im Programm die einheimische Bevölkerung ausdrücklich aufgefordert, ihre auswärts wohnenden Angehörigen einzuladen. Sie alle sind uns liebe Gäste. Immer wieder fragen die erstaunten Besucher in der Ausstellung: «Ja, stammt dies wirklich alles aus Schlatt?» Und leuchtenden Auges antworten die Hüterinnen: «Ja, ja, es stammt alles aus Schlatt!»

Der Vorhang fällt

Am letzten Tag der Dorfwoche hören wir im Morgengottesdienst eine auf das Erlebnis der vergangenen Tage eingehende Predigt. Unser Ortspfarrer wünscht und hofft, daß das Gefühl der Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit immer erhalten bleiben möge.

Am Nachmittag spricht Dr. Fritz Wartenweiler: «Vom Herzen des Dorfes und die weite Welt.»

Unter verschiedenen Vorschlägen haben wir dieses Thema gewählt, weil wir auch in der Dorfwoche nicht vergessen wollen, daß nicht das Dorf die letzte Gemeinschaft darstellt, sondern daß wir auch verbunden sind mit den Menschen der Nachbardörfer, mit denen des Vaterlandes und schließlich mit allen Menschen der Welt.

Am Abend herrscht noch einmal freudige Stimmung in der Kaffeestube, und am andern Tag wird abgebrochen, abgeholt und an den rechten Ort zurückgebracht. Dort wird man nicht so bald vergessen, daß dies und jenes Stücke an der Dorfwoche Anno 1952 ausgestellt gewesen ist, und ein Altertumshändler wird in Schlatt kaum leichte Beute finden.

Die Bilanz

Einige Tage später kann das Organisationskomitee zusammenkommen, um das finanzielle Ergebnis zu vernehmen. Es ist in der gleichen Stube, in der Vorsteher Monhart vor

neun Monaten gesagt hat, die Dorfwoche müsse sich selber finanzieren.

A. Einnahmen

1. Aus der Kaffeestube	5506.15
2. Freiwillige Spenden in der Ausstellung	270.50
Summe der Einnahmen	<u>5776.65</u>

B. Ausgaben

1. Honorare an die Referenten, an den Grafiker und Fotografen (inkl. Materials)	865.45
2. Ausgaben für die Kaffeestube	2163.45
3. Verschiedene Spesen	436.85
Summe der Ausgaben	<u>3465.75</u>

C. Bilanz

Die Einnahmen betragen	5776.65
Die Ausgaben betragen	3465.75
Reingewinn	<u>2310.90</u>

Was machen wir mit dem Geld?

2000 Franken verteilen wir unter die Vereine, die mitgeholfen haben. Den Rest legen wir auf die Seite für zwei Erinnerungsbücher in die beiden Gemeindearchive.

Der Kindergartenverein, der uns die Räume für die Ausstellungen zur Verfügung gestellt hat, erhält 500 Franken.

Die beiden Frauenvereine haben die größte Arbeit geleistet; sie bekommen je 450 Franken.

Die beiden Schulgemeinden erhalten für Bücher oder Wandschmuck je 200 Franken.

Den Musikverein und die drei Gesangsvereine trifft es noch je 50 Franken.

Alle Beschenkten freuen sich natürlich. Aber wenn die Rechnung auch weniger gut, sogar mit Defizit abgeschlossen hätte (es wäre sicher getilgt worden!), am großen Erlebnis dieser schönen Woche hätte das nichts geändert.

Es war eine Gemeinschaftsarbeit. Es gibt kaum eine Familie im Dorf, aus der nicht mindestens eine Person in irgendeiner Form mitgeholfen hat: am Zustandekommen der Ausstellungen, im Betrieb der Kaffeestube, durch Musik, Gesang oder Theater.

Es ist aber auch nichts so geeignet, den Gemeinschaftsgeist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu vertiefen, wie ein gemeinsames Werk. Die Schlatter Dorfwoche ist ein Beispiel dafür.